

Zeitschrift:	Curaviva : Fachzeitschrift
Herausgeber:	Curaviva - Verband Heime und Institutionen Schweiz
Band:	81 (2010)
Heft:	3: Suizidbeihilfe : Gespräche über das Leben und den Tod
 Artikel:	Die Sicht einer Angehörigen : "Ich kann mit vielen Menschen sprechen. Aber es umarmt mich niemand mehr"
Autor:	Leuenberger, Beat / Schäubli-Meyer, Ruth
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-805466

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sicht einer Angehörigen

«Ich kann mit vielen Menschen sprechen. Aber es umarmt mich niemand mehr»

Die Erzählung von Anna und Gustav ist der authentische Bericht über die letzten gemeinsamen Jahre der Zürcher Autorin Ruth Schäubli-Meyer und ihres Mannes. Die ersten Anzeichen der Alzheimer-Krankheit stellte Eduard Schäubli bereits 1993 bei sich fest. Zwölf Jahre später starb er mit Hilfe von Exit.

Beat Leuenberger

Über Gustavs Sterben denkt Anna so, wie er es gesagt hat: Sein Lebenskreis ist geschlossen, vollendet. Es war ein gutes Leben. Wenn sie weint, sieht sie ihn neben sich, wie sie auf dem Friedhof am leeren Grab standen. Mit einem liebevollen Blick sagte Gustav zu Anna: «Du brüelisch dänn, aber hörsch dänn wieder uf, und du bisch da und luegisch, das es dir guet gaht und alli häldefd dir und säged ja.» Anna wusste, was er mit diesem «Ja» gemeint hatte. Niemand aus der Familie und von seinen besten Freunden würde sein Tun nicht gut finden oder gar verurteilen. Das hatte er gewusst und das half ihm auch, seine Entscheidung zu treffen, und er traf sie zum Glück früh genug, bevor die Demenz, der «ungebetene Gast», Alzheimer, sein Denken ganz zerstört hatte.

Dies schreibt Ruth Schäubli-Meyer, die im März 80 Jahre alt wird, in ihrem Büchlein «Alzheimer». Wie will ich noch leben – wie sterben? Ihr Mann, Eduard Schäubli, geboren 1928, war Pfarrer und Psychotherapeut. Nach der Diagnose «Alzheimer» entschied er sich für den begleiteten Freitod und schied 2005 mit der Sterbehilfeorganisation Exit aus dem Leben. «Du brüelisch dänn, aber hörsch dänn wieder uf» – die Begebenheit auf dem Friedhof beim leeren Grab ereignete sich ein paar Tage, bevor Gustav freiwillig aus dem Leben schied.

Ruth Schäubli-Meyer, haben Sie aufgehört zu weinen?

rotete in tiefst erhöhte
vergleichsweise hohe Werte
ausnahmsweise niedrige Werte
abnormal niedrig

BILDUNGSINSTITUT
BILDUNGSPARTNERSCHAFT

Ruth Schäubli-Meyer: Nein, ich habe noch nicht ganz aufgehört zu weinen. Zwar stehe ich nicht am Grab meines Mannes und schluchze. Aber auf Reisen mit lauter gut befreundeten Ehepaaren ist es schon vorgekommen, dass ich geweint habe, als ich daran dachte, wie schön es jetzt wäre mit Eduard. Zu Hause bin ich diszipliniert. Am Morgen darf ich nicht am Tisch sitzen bleiben, in den Garten hinausschauen und sinnieren. Wenn ich etwas in Angriff nehme, gehts mir gut. Ich habe ja noch so viel zu tun mit dem Nachlass meines Mannes. Und zudem habe ich viele eigenen Interessen.

«Mit mir stimmt etwas nicht», sagt Gustav zu seiner Frau. «Jetzt bin ich 65, pensioniert, ich bin gesund und noch recht fit, ich mache grosse Velofahrten und steige auf manchen Berg.» «Ja», lacht sie, «ich freue mich auch, dass wir beide noch so sportlich sind. Was stimmt denn nicht?»... Es passierte immer wieder, dass er nicht mehr wusste, ob er dies oder jenes schon gesagt hatte. Er wiederholte sich. Er war immer ein gut vorbereiteter freier Redner gewesen. Bei seinem letzten Auftritt hatte er den Faden verloren. ... Es war peinlich. Er würde sich nie mehr an ein Vortragspult oder auf eine Kanzel wagen.

Weshalb entschied sich Ihr Mann für den assistierten Suizid?

Schäubli-Meyer: Für meinen Mann war die Aussicht unwürdig, am Ende seiner Alzheimer-Krankheit gewickelt und gefüttert werden zu müssen. Er wollte seine Würde nicht verlieren.

Wie haben Sie die Jahre in Erinnerung mit einem Mann an der Seite, der geistig abbaut?

Schäubli-Meyer: Viele Menschen hatten Mitleid mit mir, als sie erfuhren, dass mein Mann an Alzheimer erkrankt war. In ihren Köpfen geisterte die Vorstellung herum, ich hätte viel mehr zu leiden als er. Er bekomme ja sowieso immer weniger mit. Diese Vorstellung ist völlig falsch. Das Leben mit Eduard war nicht schwer für mich. Er war nie böse, nur manchmal



Foto: Maria Schmid

ungeduldig. Doch er sagte: «Zum Glück habe ich eine liebe Frau.» Und ich war gut informiert über den Verlauf der Alzheimer-Krankheit, wusste, was auf mich zukam. Wenn mein Mann unruhig war zu Hause und immer wieder das gleiche sagte, machten wir zusammen einen Spaziergang, schauten ein Buch an, oder er ging nach draussen zum Holzsägen. Das tat er gern. Er sagte: «Damit Ruth genug zum Anfeuern hat, wenn ich einmal nicht mehr da bin.» Wir lebten auf das Ende zu. Beide glaubten wir nicht daran, dass die Medizin innert nützlicher Frist noch etwas findet, das seine Krankheit aufhalten würde.

Trotzdem: Sie haben einen langen Weg mit Ihrem kranken Mann durchgehalten. Zwölf Jahre. Was gab Ihnen die Kraft dazu?

Schäubli-Meyer: Obwohl wir manche Kämpfe miteinander ausfochtenen während unseres Ehelebens, liebten wir uns immer und blieben zusammen. Und als mein Mann krank wurde, half mir meine Gelassenheit, die ich mir in meiner psychotherapeutischen Arbeit aneignete – die Gelassenheit, die es braucht, um Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden. Das Wichtigste war, dass wir es auch in dieser Zeit gut hatten zusammen. So konnte ich meinen Mann begleiten.

Eines Tages sah Anna auf seinem Schreibtisch zwei Zettel in zügiger Handschrift von ihm geschrieben: «Meine Frau redet und redet und glänzt, um zu übertönen, dass ihr Mann Alzheimer hat. Ich schweige dann, damit niemand merkt, dass ich Alzheimer habe. Meine Umgebung hilft mir so nicht, aus dem Schweigen herauszukommen, sie lässt mich lieber mit dem Makel Schweigen hocken, als mir einen Anstoss zu geben. Meine Frau muss so glänzen, damit Glanz auf mich fällt. ... Ich will, dass ihr mein Schweigen hört und nicht übertönt, ihr Peiniger! Ihr habt nichts anderes zu tun, als mich zu fördern, mir das Wort, das ich beim Sprechen nicht mehr finde, suchen zu helfen, die

Namen. ... Die Langweiligkeit, die ihr deshalb ausstehen müsst, ist leichter zu ertragen als das Vergessen, das ich ertragen muss. Vergessen heisst, langsam zu Tode gequält zu werden. Granit zerbricht in Staub, was fest war, wird zur Wüste.»

Sie haben also an seiner Stelle gesprochen, um sein Schweigen zu übertönen?

Schäubli-Meyer: Ja, in diesen Fehler bin ich am Anfang verfallen. Ich habe Konversation gemacht, bis ich merkte, dass ich Eduard dazu auffordern musste, die Leute darüber einzuweihen, was mit ihm los ist. So konnten wir wieder Gespräche führen, ohne ihn auszuschliessen. Er sagte dann: «Das müsst ihr mir noch einmal erklären. Ich habe Alzheimer.»

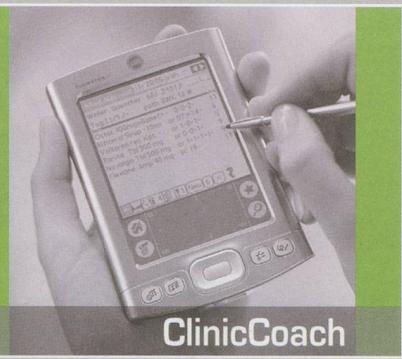
Was hat Sie dazu ermutigt, Ihre Geschichte öffentlich zu machen?

Schäubli-Meyer: Zum einen wollte ich aufzeigen, was ein Alzheimer-Kranke fühlt und denkt, so lange er es noch ausdrücken kann, wie mein Mann das tat. Der zweite Grund ist mir persönlich sehr wichtig: Als wir die Todesanzeige schreiben mussten, schlug der Sterbebegleiter vor, Herzversagen als Todesursache anzugeben. Das wäre für mich am einfachsten. Sonst kämen so viele Fragen auf mich zu. Wahrscheinlich wollte er mich schützen. Doch ich habe gemerkt: Das hätte überhaupt nicht zu mir gepasst, sondern es hätte mich belastet. Ich bin sehr froh über mein schriftliches Coming-out.

Im dritten Krankheitsjahr sagte Gustav zu Anna, er wolle nicht jahrelang in einem Pflegeheim liegen, sie nicht mehr kennen und völlig verblöden, er wolle nun seinen Tod vorbereiten. Das Ehepaar machte einen Gesprächstermin ab mit einem Verantwortlichen von Exit. Sie wurden darauf hingewiesen, bei Demenzkranken sei die Entscheidung zum Freitod eine grosse Hürde. Der Betroffene müsse sich zu diesem Schritt entscheiden, so lange der Verstand noch intakt sei, so lange er >>

Die mobile Pflegedokumentation

- Für Heime und Spitex entwickelt
- Anpassbar an Ihre Pflegeprozesse für mehr Effizienz
- einfache Bedienung, pflegeorientiert, umfassend
- Pflegeplanung nach ATL, AEDL oder NANDA
- Workflow-Unterstützung: z. Bsp. Aufgabenverteilung nach Dienstplan
- Schnittstellen zu Stammdaten, BESA, RAI etc.
- Kompetente Schulung und Betreuung aus einer Hand



ClinicCoach

Widmen Sie die eingesparte Zeit wieder der Pflege!

Tel 044 360 44 24

www.cliniccoach.ch

GEMEINDE GOLDACH

Finden Sie den Umgang mit älteren Menschen bereit-chernd? Mit Ihrer betriebswirtschaftlichen Weiterbildung oder Heimleiter-Ausbildung führen Sie einen Betrieb mit 50 Mitarbeitenden und setzen Ihre organisatorischen Kompetenzen gezielt ein. Sie beraten unsere 70 Bewohnerinnen und Bewohner sowie deren Angehörige in verschiedenen Angelegenheiten. Als

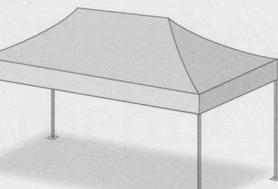
Leiter/-in Seniorencentrum »la vita«

bringen Sie Freude an wertschätzender und transparenter Mitarbeiterführung mit.

Mehr Informationen: [www.goldach.ch \(Aktuelles\)](http://www.goldach.ch (Aktuelles))

QUALYtent

Verkauf + Vermietung



Faltzelte
Festbankgarnituren
für professionelle
Anwender

Schöni
PartyWare

Schöni PartyWare AG
Isenrietstrasse 9a
8617 Mönchaltorf

Tel. 044 984 44 05
Fax 044 984 44 60
www.zeltshop.ch

Aus- und Weiterbildungen in Aktivierung



Nehmen Sie den Ball auf.

Aktivierung aus erster Hand.

Höhere Fachausbildung in Aktivierung HF
(3-jährige Ausbildung mit Diplom)

Fachperson in aktivierender Betreuung FAB
25 Tage modulare Weiterbildung mit Zertifikat

Fachverantwortliche oder Fachverantwortlicher
in Alltagsgestaltung und Aktivierung FAA
17 Tage modulare Weiterbildung mit Zertifikat

Fachkurse zur beruflichen Fortbildung

Infoveranstaltungen

17. März, 14. April und 26. Mai 2010

Bitte unbedingt anmelden: www.medi.ch

;medi

medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | at@medi.ch

Know-how für die Pflege...

- Analysen
- Beratung, Begleitung, Bildung
- IQP-Pflegedok-2000 (Papierdokumentation)
- IQP_eD_3000 (EDV-Dokumentation)
- IQP PEOP (Personalbedarf-Berechnung)
- Modulare Arbeitshilfen
- Pflegekader ad interim
- Coaching

www.ihr.ch - 041 282 08 55



Coaching von Organisationsentwicklung- & Führungsprozessen in psychosozialen & sozialpädagogischen Arbeitsfeldern

- Psychologische Beratung von Teams & Einzelpersonen
- Supervision als Begleitung teamdynamischer Prozesse und Steuerung von Teamabläufen
- Moderation & inhaltliche Gestaltung betriebsorientierten Weiterbildungen
- Krisenintervention bei Burnout & Mobbing

Methodisch versiert und auf langjährige Berufserfahrungen blickend

Büro für nachhaltiges Kommunikations & Prävention

Stephan Niklaus, lic.phil. Psychologie mit Zusatzausbildungen in Familientherapie, Teamentwicklung und Betriebswirtschaft
077 461 76 44 oder stemilan@bluewin.ch



Ruth Schäubli-Meyer ist froh über ihr schriftliches Coming-out.

Foto: leu

noch für sich selbst urteilsfähig sei. Wenn er über diese Grenze gehe und nicht mehr wisse, was er tue, dürfe kein Sterbehelfer ihm das tödbringende Mittel geben. Das kann also heißen, ein Stück Leben, das noch schön und lebenswert wäre, nicht mehr zu leben.

Gab es also auch Momente des Zweifelns?

Schäubli-Meyer: Ja, die gab es. Als der Zeitpunkt näher rückte, den Eduard nicht überschreiten durfte, hatte er manchmal zu kämpfen und seufzte: «Ach, das Leben ist halt noch so schön.» Doch aus seinen Notizen, die ich nach seinem Tod fand, geht hervor, dass er sich schon 1993 entschieden hatte. Als sich die ersten Anzeichen bemerkbar machten, als «etwas nicht mehr stimmte», schrieb Eduard: «Ich möchte wirklich nicht Alzheimer bekommen. Sollte es aber so sein, will ich sterben. Was soll mir dann das Leben noch. Ich möchte Abschied nehmen, so lange ich noch denken kann.»

Der Bundesrat will die organisierte Sterbehilfe gesetzlich einschränken. Was halten Sie davon?

Schäubli-Meyer: Es ist ein Rückschritt ins Mittelalter, den konservative Kreise damit anstreben. Eine Bevormundung im Denken vieler Leute. Ganz schlimm! Begleiteter Freitod muss weiterhin erlaubt bleiben für alle, die sich so entscheiden.

Im sechsten Krankheitsjahr schreibt Gustav seiner Ärztin: «Wenn ich mit meiner Frau tanze am Silvester, bin ich das. Wenn ich am Tisch mit niemandem sprechen kann, bin ich das auch. Die Uhr tickt.» ... Nun wurde es mit dem Schreiben immer schwieriger. Den Brief an die Ärztin schrieb er mit Hilfe von Anna. Sie sass neben ihm, er erklärte ihr, was er schreiben wollte und sie formulierten zusammen den Satz. Gustav sagte ganz nüchtern: «Es geht noch so ungefähr, aber bald geht es nicht mehr.»

Einmal fragte er: «Bist du durch mich für dich unmöglich?» Sie fragte zurück, wie er das meine. Er meinte, ob er ihr das Leben erschwere. Sie sagte: «Auf eine Art schon, aber es ist keine Last, es ist schön, mit dir zu leben.» Das stimmte.

Das 7. Jahr der Krankheit. Gustav trug ein Foto von Anna in seinem Hosensack. Oft schaute er es an und sagte: «Das ist Anna. Ich will sterben, so lange ich Dich noch kenne. Ich habe keine Heimat mehr. Oh, es ist spät. Ich muss sterben.»



«Es geht noch so ungefähr, aber bald geht es nicht mehr»:

Eduard Schäubli im Jahr vor seinem Tod.

Foto: zvg

Am 26. Oktober 2005 ist Ihr Mann gestorben.

Wie geht es Ihnen?

Schäubli-Meyer: Am Todestag wusste ich bis zum letzten Augenblick nicht, ob Eduard das Mittel wirklich trinkt. Ich bin froh, dass er es tat. Ich war müde. Den Bericht über die Zeit der Krankheit möchte ich unter das Motto stellen: «Die Liebe vermag alles.» Dazu gehört: Beim Sterben meines Mannes dabei gewesen zu sein, ihm dabei geholfen zu haben. Das durchzustehen ist manchmal schwer, aber ich mache einfach immer weiter. Für viele Leute, die ihren Partner verloren haben, ist es traurig, dass sie mit niemandem mehr sprechen können, wenn sie nach Hause kommen. Bei mir ist es anders. Ich kann mit vielen Menschen sprechen. Aber es umarmt mich niemand mehr. ●

«Alzheimer. Wie will ich noch leben – wie sterben?»,
Ruth Schäubli-Meyer, 4., erweiterte Auflage, Oesch Verlag,
Zürich, Fr. 22.90, zu bestellen unter www.shop.curaviva.ch